

auf der Fahrt die Gesellschaft der Damen. Das rasende Fahren in Kutschen hat etwas Beängstigendes. Straßen polizei, daß ein deutlicher Richter auf ihnen überhaupt nicht fahren würde, werden bergauf und bergab im schönsten Trab genossen.

Im königlichen Dom Carlo's Theater wird "Norma" gegeben. Das gewaltige Schauspielhaus ist ausverkauft. In fünfjähriger Reihe bauen sich die Vögel übereinander. Manche Außerlichkeiten unterziehen die hübsche Aufführung von dem bei uns Gewohnten. Die Unterhaltung bleibt auch während der Vorstellung eine lebhaft und nur bei besonders schönen Gesängen ermahnt man sich gegenseitig zur Ruhe. Die Inszenierung der unteren Vögel in feiner Toilette, viel Funteln von Edelsteinen, lebhaftes Spiel der Fücher und Augen. Auch die Herren sind im Braut erschienen. In den Pausen bleiben die Damen an ihren Plätzen, die Herren flattern ihnen Beiseite oder bringen sich in den engen Vorräumen zusammen, um schnell eine Zigarette zu rauchen. Der Dampf bringt allmählich nach innen, und über die Bühne und den Zuschauerraum lagert sich eine blaue Wolke. Das Pulver und Seidenspäner will kein Ende nehmen.

Der Zuschauerraum wird durch zahlreiche elektrische Lampen heller erleuchtet als die Bühne, und da auch während des Spiels ihr Licht nicht gedimmt wird, hat man volle Mühe, sich ein Album portugiesischer Schönheiten zusammenzustellen. Die wenigen Fremden, Engländer, Franzosen, Spanier und Deutsche sind leicht herauszufinden. Wein Auge hängt wie gebannt an der Bühne. Die Primadonna hält mich gefangen. Sie singt glodenreim mit gewaltiger und umfangreicher Stimme. Dabei ist ihr Spiel von feinsinniger Kraft und Wahrheit. Fräulein Theodorin ist groß und voll gemacht. Ihr Gesicht ist feinsinnig schön, mit großen Augen, sehr breitem Mund, aber auch mit der Fähigkeit, jedes Gefühl, jede Leidenschaft lebenswahr zum Ausdruck zu bringen. Sie trägt nicht mühsam erlernte Melodien vor, um sie durch die gleich mühsam einstudierten überlieferten Gesänge zu begleiten. Mein, sie durchleuchtet vor unsern Augen ihre Melö, und die Töne sind ihr nur ein Mittel der Darstellung, allerdings ein Mittel von unwiderstehlicher Gewalt.

Der Beifall ist ein rasendes, und neben dem Spiel als "Norma" führt die Künstlerin ein anderes mit dem Publikum auf. Sie dankt für den Beifall, der nicht eben viel, ist verschämmt, wirft dem immer von neuem Beifall spendenden Publikum Fußhände zu, endlich breitet sie die Arme aus, als wolle sie all die Tausende an das Herz pressen. Das Ganze verläßt nichts Berührendes, nichts Herzgreifendes; es ist nur der natürliche Ausdruck ihres Dankes.

Die Vorstellung ist beendet. Wieder stehe ich am Strande und erwarte ein Boot, welches mich zur "Balparaiso" überlegen wird. Da verläßt der Zufall mich zum zweiten male den Weg und führt mich zur Stadt zurück. Corvoja allemal, deutsch Bier, steht bezeichnend über dem Treppenaufgang geschrieben, der durch süße Gemölde zu den Räumlichkeiten eines Vereines junger Deutschen führt. Es dient zur Selbsterkenntnis, wenn man im Auslande das Thun und Treiben seiner Vaterlande beobachtet. Man sieht ihnen fast wie ein Fremder gegenüber,

und das Auge gewahrt leichter als sonst die Eigentümlichkeiten der heimischen Art und Weise. Was ich an diesem späten Abend von den Deutschen Kiffabons zu sehen bekam, war eben nicht geeignet meinen Nationalstolz zu heben. Zu einem Duzend saßen die edeln Germanen aus den verschiedensten Gauen des Vaterlandes auf der Bierbank, tranken nach edler Väterweise unheimliche Stoffmengen und wüztren sie durch erhebende Biergespräche. Obenan saß der Baier, er verstand es, die Vorzüge des Hostenbieres mit Worten zu preisen, die den Kenner verriethen; doch mehr noch wie sein Lob bewies die Zahl der von ihm gelehrten Krüge, daß der Stoff gut sei. Der Sachse mußte über alles was Gott geschaffen hat, mitzureden, er geriet dabei leicht in Gegenfatz zu einem Herrn aus Bremen, der langsam und bedächtig, wie das seines Stammes Art ist, die eigene Meinung äußerte und von dem einmal behaupteten durch keine Versicherung, durch keine Beweisführung abzubringen war. Am meisten hatten die Hamburger freizubalden gewußt, wie überhaupt der hamburgische Kaufmann durch seinen Unternehmungsgeist, seinen Weitblick und durch seine Mittel im Weltverkehr den deutschen Einfluß am weitestfamsten geltend macht.

Wie man mir mit Stolz sagte, versammeln sich an diesem Orte und in dieser Weise die jungen Deutschen Kiffabons an jedem Abend. Sie erregen in die Aufmerksamkeit der Portugiesen, die durchaus nichtern ihre eigenen Landweine noch mit Wasser verblümen genießen.

Mein Urteil über diese unter Deutschen im Auslande verlebten Stunden mag leicht zu hart ausfallen, denn es ist partiell. Mir ist nichts widerwärtiger, als am Bier- und unter nichtigenden Biergesprächen verwendete Zeit, vielleicht nur deshalb, weil ich selbst mehr davon als gut thut in mein Schuldbuch einzutragen habe. Man muß uns Deutsche bei der Arbeit und nicht beim Gelas lernen, man muß mit unsern Leistungen und nicht mit unsern Worten rechnen, um uns gerade zu beurtheilen. Ich habe natürlich an diesem Abend auch reichliche Gelegenheit Beweise deutscher Herzlichkeit und deutscher Wiederfert entgegen zu nehmen, aber diese Eigenschaften setze ich bei jedem Landmann voraus und glaube nicht, daß sie im einzelnen einer besonderen lobenden Erwähnung bedürfen.

Die Wohnung meines liebenswürdigen und opferwilligen Wirthes war nach portugiesischer Art eingerichtet. Unser Zimmer, in einem der höchsten Stockwerke gelegen, öffnete sich nach der Straße zu auf einen von Bogen und Parapeten bewalderten Balkon, der an ganzen Pausen entlang lief und sich beiderseits an die der Nachbarhäuser anlehnte. Die Bedeutung einer solchen luftigen Straße wurde mir klar, als nachts in der Nähe Feuer ausbrach. Wir sprangen auf und hatten das Vergnügen den Balken nach und nach von weißglühenden Gestalten belebt zu sehen. Die warme Luft ließ Erhaltung nicht befürchten und so trennte man sich erst, nachdem die wichtigsten das Feuer betreffenden Fragen allseitig beleuchtet und erörtert waren und nicht ohne die vielfach wiederholte Versicherung gegenseitiger Hochachtung.

auch an die kalten und etwas kalten Farbentöne des Bildes, denn wir dürfen nicht vergessen, daß um die Todestunde kein, noch eine Frühlingsluft über das ganze Land. Diese Sonnenhitze mußte der Wäler, der die Kreuzigung Christi in einem großen Landichatsbilde darzustellen hatte, verwerten und Kühlen ist das gelungen. Je länger desto mehr treten die Gegenstände wie aus einem Nebel heraus und langsam erkennen wir die eigenständige Stimmung dieser Zeichnung. Das Bildchen im Kontraste ist ein Werk aus einem Haub und trägt in jeder Beziehung den Stempel künstlerischer Originalität und Meisterhaftigkeit an sich.

Nur nur halbwegs kunstsinziger Fremder legt den Fuß noch Wünchen, ohne daß er sich bewußt, die eigenezeit und gewaltige Schöpfung kennen zu lernen, die von den Einwohnern der bayerischen Landstadt selbst wieder und wieder bewundert wird. Bei solch allgemeinem Interesse wird die Verwirklichung dieses herrlichen Bannwerks, die eben jetzt in der Deutschen Verkehrs-Ausstellung (Stuttgart) erschienen ist, gewiß allortern mit Dank und Freude begrüßt werden. Die Ausgabe erfolgt in zweierlei Gestalten: der einen, die das Ganze in Form eines vorläufigen, nach Bedarf zusammengefügten und in kleinen, albumartigen Einband gebundenen Streifens giebt, liegen vorzügliche Fotokopien zur Hand, die andere besteht aus zehn photographischen Abbildungen in Albumformat, die unmittelbar nach dem Original gefertigt und in einer zierlichen, eleganten Mappe vereinigt sind. Die letztere

Einne, denn zunächst galt es die überausse Weinwundfläche mit 500 kg Krenierweiss und 70 kg Ultramarin in den verschiedenen perspektivischen Anstellungen zu bedecken, eine ungemene schwierige Aufgabe, da die Größe des Bildes dem Auge einen meilenweiten Ausblick gestatten und zugleich der Komposition des Bildraumes der größte Spielraum belassen werden mußte.

Ein volles Jahr hat Kühlen mit seinen Gehilfen an diesem Bilde gemalt, vom Morgen bis zum Abend, so lange das von oben emittirte Licht die Arbeit gestattete. Wohl manchenmal wollte die Kraft erlahmen und der Wuth sinken, oft beschlichen Zweifel die Künstler, ob das Mienenwerk gelingen, oder ob es nicht doch noch nach monatelangen Mühen werde zugegeben werden müssen. Diese Zweifel, wie sie von Anfang an gebeit wurden und völlig erlöschen konnten, haben wohl auch den Entschluß lassen sollen, die Arbeit gänzlich zu lassen. Und dies ist denn auch gelungen, niemand erlaubt etwas, weder über die Arbeit selbst noch über ihren Fortgang, alle Behauptungen hatten sich darauf das Wort gegeben und es wurde treu gehalten.

Endlich aber war die Arbeit doch gethan, das Bild war fertig und konnte nun der Öffentlichkeit übergeben werden: es geschah dies auch, nachdem wiederholt eine kritische Prüfung derselben stattgefunden hatte.

Nicht gerade, wenn man das Bildraum betrüht, gelangt man zum vollen Genuß des Bildes. Das Auge muß sich erst an das gedämpfte Licht gewöhnen, welches hier herrscht, nicht minder aber

von Grund, und wie das Gemebe der Nabe unterhalb dieser Portien eine dunkelbraune Färbung auf. Bei Außenwahrung solch rühiger Naben in Mieten gingen dieselben sehr schnell in Fäulnis über.

Eine Prüfung durch das Mikroskop ergab, daß die Zellen der erkrankten Partien ein Bild völliger Verödung boten, die Zellwände waren dunkelbraun gefärbt, eingekollt, jedoch konnte in den Zellen ein weißliches Flüssigkeit nicht erkannt werden, dafür aber fanden sich zwischen jenen Gebilde, vermutlich die Säuorgane (Sporangien) des Scharbothers, sowie in Menge allerhand Bakterien, doch hatten sich letztere offenbar erst nach eingetretener Verödung eingeunden und müssen also dieselben als sekundäre Erscheinungen gedeutet werden. In der Nachbarschaft der hier erkrankten Stellen zeigten sich — merkwürdigerweise — die Zellen weit zahlreicher mit Stärkekörnern erfüllt, als in den gefundenen Gesebeportien, eine Erscheinung, welche sicherlich auch nur auf die Aktion des Parasiten zurückzuführen ist.

Der auf der Oberfläche der tranten Naben sich vorfindende leichte weißliche Anflug ließ eine genauere Bestimmung nicht zu und es erschien daher erforderlich, durch fortgesetzte Kultur im Laboratorium sich Aufschluß über die eigentliche Natur des Schädlings zu verschaffen. Hierbei kam der Nabe insofern zu einer rechtlichen äußerlichen Entwicklung, wie auch zur Bildung von Fortpflanzungsorganen. Es entstanden diese letzteren an der Spitze der zahlreichen kurzen, verzweigten Aestchen, die aus den Enden des Myceliums hervorzutreten, und zwar insofern von Abkürzung. Die Form der Sporen (Conidien) ist oval, die Farbe weißlich, sie liegen auf sehr kurzen Stielen und gehen in ihrem ganzen Bau, das der betreffende Parasit zu der Sporengattung (Monilia) gehört.

Eine einzelne der in unzähliger Menge gebildeten Sporen vermag den Nabe fortzupflanzen, beziehungsweise auf der Oberfläche einer Zuderkruste die Entstehung eines solchen hervorzuwirken, indem der aus der Spore sich entwickelnde Keimling alsbald zu einem Mycelium auswächst. In Ausnahmefällen soll der Nabe auch noch eine andere, höher entwickelte Sporenform erzeugen, doch findet dieserlei ohne die Nennungstung fast immer nur durch die Konidien statt.

Die Krankheit hat sich bisher immer nur an solchen Naben gezeigt, welche auf besonders reichten Ackerflächen gewachsen waren, jene von benachbarten trocknen Feldern (hienem immer völlig gesund. Es dürfte sich daher dringend empfehlen, daß jene Landwirthe, welche zum Teil nach dem Wiederaufbau zum Nabenanbau benutzen, ihre Aufmerksamkeit auf den neuen Schädling richten. Man ist über die Entwidlungsstadien desselben noch vielfach im Unklaren, und nur fortgesetzte Beobachtungen und Forschungen können Klarheit verschaffen. Erst aber wenn wir solche besitzen, wird es vielleicht möglich sein, irgend eine wirksame Schutzmaßregel aufzufinden.

Die Preise für Landwirtschaftsprodukte.

Nach den Zusammenstellungen des Statistischen Bureau zu Berlin vor der Mittelpreisen in der Provinz Sachsen während 1886 für den Doppelcentner Weizen 15,3, Roggen 13,7, Gerste 14,0, Hafer 13,5, M. Mit diesen Preisen kam unsere Provinz den für den ganzen Staat ermittelten Durchschnittspreisen sehr nahe: diese lauten nämlich 15,7, 13,4, 13,5 und 13,3 M. Von Provinz zu Provinz ist der Unterschied noch immer ein bedeutender, eine Erwiderung, die der preussischen Statistik von je geltend ist, namentlich soweit die allmähliche Abnahme der Preise von Oben nach Unten zu in Betracht kommt. Den niedrigsten Weizenpreis hatte Westpreußen mit 14,7 M., den höchsten Rheinland mit 17,4 M., das überhaupt die höchsten Getreidepreise behauptete (14,7 bei dem Roggen, 15,2 bei der Gerste, 14,3 bei dem Hafer). Den niedrigsten Roggenpreis hatte Westpreußen mit 12 M., in der Gerste fanden am tiefsten Westpreußen und Polen mit 11,8 M., im Haferpreis mit 12,1 M. Die Kartoffeln kosteten in Sachsen im Mittel 4 M., im ganzen Staat 4,1 M., der Preis wich in Polen bis auf 2,7 M. und erhob sich in Schleswig-Vollstein bis zu 5,8 M. — Cento nähern sich die Fleischpreise unserer Provinz dem großen Durchschnitt: sie betragen für Rindfleisch 123 Pf. auf 1 kg, Schweinefleisch 120 Pf., Kalbfleisch 97 Pf., Hammelfleisch 114 Pf., die Durchschnittspreise des Staates lauten 117, 119, 101 und 111 Pf. Auch hier wieder ein weites Aussehen zwischen Westpreußen und Oben: in Ostpreußen kostete 1 kg Rindfleisch 99 Pf. in Schleswig-Vollstein 143 Pf., in Polen 1 kg Schweinefleisch 109 Pf., aber in dem Rheinland 137; in Ostpreußen 1 kg Kalbfleisch 86 Pf., aber in Schleswig-Vollstein 128 Pf., in Ostpreußen wieder 1 kg Hammelfleisch 91 Pf., aber im Rheinland 132 Pf. Während im Getreidehandel des Rheinland die Preise abwärts, weiter erst also am dem Fleischmarkt Schleswig-Vollstein mit ihm. Die Butterpreise unserer Provinz waren mit den höchsten des Königreiches und wurden nur von Berlin um 1 Pf. vom kg übertrag, er betrug durchschnittlich 229 Pf., während die Butter im ganzen Staat durchschnittlich nur 210 Pf. (1 kg) kostete. Selbst im kleinen Rheinland kam die Butter nur auf 223 Pf. Den niedrigsten Preis hatte Ostpreußen mit 191 Pf. — Ein Schod Vier kostete im Durchschnitt der 13 Provinzen 3,24 M., in

Sachsen 3,24 M. Die Gegenstände in dieser Waare sind Westpreußen (2,50 M.) und Rheinland (4,30 M.). — Vergleichlich mit den Ermittlungen für 1885 weisen alle genannten Waaren einen Preisrückgang auf, der bei dem Getreide größer, bei dem Fleisch geringer und fast unmerklich war. Eine Versteigerung mit dem Ansehen für das Jahr 1886 zeigt, daß nur die Fleisch- und Wollseidenwaren ihren seitdem erlangenen höheren Preisstand mit Erfolg haben behaupten können, während die Getreidepreise im vorigen Jahre auf die Höhe der Preise vor 20 Jahren und zum Teil noch etwas tiefer zurückgegangen waren.

Ein neuer Solarbrenner.

Es erscheint notwendig weitere Kreise auf eine lange und allgemein begabtes Vortrathel aufmerklich zu machen! Seit der Einführung des amerikanischen Petroleum auf dem deutschen Markt ist das in der Provinz Sachsen erzeugte Solaröl, seine spezifischen Eigenschaften wegen, immer mehr aus den Abgabebereichen verdrängt worden. Einmal war der Geruch des Solaröls ein stärkerer, als der des Petroleum und zweitens war namentlich das unangenehme Aussehen der Solarölkolben der Hauptgrund, weshalb man vielmehr zum Petroleum überging. Wertwürdigerweise ließen die am meisten dabei beschäftigten Kreise diese Dinge ruhig geschehen, ohne nachsichtig für die thätlich und augenscheinlich vorhandenen Fehler, die im Grunde so nahe liegende Abhilfe zu schaffen. — Der stärkere Geruch des Solaröls konnte ja ganz unmerklich nur an einer für das Material zu mangelhaften Rektifikation liegen und dieser Fehler s. B. dürfte beim heutigen marktübigen Solaröl wohl schon zur Genüge beseitigt sein. Der andere Fehler der zu leichten Verbildung hätte schon viel früher die Rektifikation auf einen technisch nicht recht verstandenen und deshalb habellen spezifischen Vorzug des Solaröls aufmerklich werden lassen sollen. Es ist ja so leicht verständlich, daß ein Brennstoffmaterial, welches in em und demselben Volumen eine größere Menge Kohlenstoff enthält, stets für Brenn- und Beleuchtungs Zwecke das wertvollere sein muß, sobald man für den überhandhabenen Kohlenstoff die zur vollkommenen Verbrennung erforderlichen Bedingungen mit genügender Sicherheit zu schaffen versteht. Und gerade das Solaröl, das bei mangelhafter Verbrennung zu untrüglichen Unbequemlichkeiten steigt, gewinnt für Beleuchtungszwecke in fortwährender Linie mit der vollkommenen Verbrennung, so daß es in einem ganz gleichmäßigen Glöle verbrennt, dem elektrischen Licht an Leuchtkraft am nächsten kommt. Die vollkommene Verbrennung des Solaröls ohne jede Verbildung, ist nun durch einen von dem Lampenfabrikanten J. B. in Berlin v. d. Berg gestellten Solarbrenner erreicht und es erscheint angezeigt, diesen Erfolg zur allgemeinen Kenntnis zu bringen.

Wenn vorläufig noch ein größerer Teil des Publikums an alten Vorurtheilen festhält, so kann das nur an der mangelnden Kenntnis der gegenwärtigen technischen Lage des Gegenstandes liegen und jedem Petroleumverbraucher dürfte zu empfehlen sein, sich von dem großartigen Vortrathel, der im Solaröl auf dem neuen Brenner erzielt wird, durch eine Probe zu überzeugen. Ein solcher Brenner einfaßl, Cylinderr kostet 1,50 M. Die Anschaffung macht sich indes sehr bald bezahlt, da das Solaröl im Preise wesentlich billiger als Petroleum ist. Den Vorzug des Solaröls gegen Petroleum wegen seiner reineren und untrüglichen, also geringeren Feuergefahrlichkeit hatten wir für allgemein bekannt.

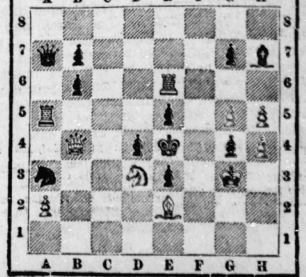
Sachl.

Bearbeitet von E. Schallabp.

Aufgabe Nr. 258.

Von Josef Possipil in Prag.

Im Problematiker des Deutschen Schachbundes (Jahrgang 1887).



(9+12)

Wichtig ist an und legt in 4. Zuge matt.



dann an der mit den Wappen des kunstliebenden Grafen Joachim und seiner edlen Gemahlin, Anna v. Zimmern, geschmückten Brunnenhalle vorüber auf die Terrasse, unter der sich der herrliche Lustgarten ausbreitet. Ehe wir zum Dorfe Heiligenberg zurückkehren, suchen wir noch die 7 Linden auf, von welchem Platze man bei hellem Wetter eine weite Aussicht über den Oberrhein und die ganze Gegend der Vorarlberger und Schweizer Alpen genießt.

Das Heiligenberger Ländchen schiebt sich unter der Fürstenerbischen Herrschaft sehr wohl. Arme Dörfer giebt es dort nicht; von Jahr zu Jahr hebt sich der Wohlstand. Der Gemeinrat der Landbevölkerung ist sehr hoch entwickelt, die Gemeinden haben sich längst zusammengethan und eine gemeinschaftliche Sparrasse begründet, deren jährlicher Geld-

Umsatz auf 3-4 Millionen M. sich beläuft. (Die Kasse besteht bereits seit 1782.) Die beteiligten Gemeinden vertheilen jährlich einen schönen Betrag unter sich, der zu nützlichen Zwecken verwendet wird.

Denjenigen, die von Konstanz aus Heiligenberg besuchen wollen, rathen wir, das früheste Dampfboot, das den Leberlinger See besührt, zu benutzen, an der Waienoore vorüber bis Uhlhingen, von da per Postomnibus nach Salem (altalemannisch Salmans wilare) zu fahren, dort die alte Cisterzienser Klosterkirche zu besuchen, in welcher Markgraf Wilhelm von Baden schöne Marmoraltäre gestiftet hat, und dann zu Fuß über Wiesau und durch Buchenbestände die ausblickreiche Terrasse des Heiligenberg zu erreichen.

Land- und Hauswirtschaft.

Chinesischer Delretzig.

Von A. Schoeler.

Eine der dankbarsten und für regelmäßigen Anbau empfehlenswerthesten Kulturpflanzen ist der chinesische Delretzig, raphanus chinensis oleiferus, da er wegen seiner schätzenswerthen Eigenschaften für die Landwirtschaft eine hervorragende Bedeutung hat.

Trotzdem er ein milderes Klima und sein Heimatland China ist, so verträgt er doch unser Klima ohne Gefahr und gedeiht mit Sicherheit auf gut kultivirten, milden Böden Nord- und Mitteldeutschlands. In den Tiefebene Nord-Chinas und auf den Hochplateaus von Mittel- und Süd-China wird er zur Gewinnung eines wohlgeschmackenden Speiseöls in großer Ausdehnung angebaut.

Nach den Untersuchungen des Herrn Professor Siwert ist der Delgehalt des reifen Samens nahezu ein gleicher wie beim Raps. Das Öl, ein mildes, angenehmes schmeckendes, hat Ähnlichkeit mit dem Wobnöl und ist als Speiseöl sehr geeignet. Die aus den Rückständen des Delretzigs gewonnenen Samen sind durch ihren höheren Gehalt an Fett und Protein werthvoller wie Rübsamen und werden wegen ihres milden Geschmacks vom Vieh sehr gern genommen, sind ein hervorragendes Mastfutter und eignen sich ganz besonders zur Fütterung von Jungvieh, sowie zur Fütterung an Kühe, da sie bei reicher Absonderung fetter Milch der Butter keinen Beigeschmack geben. Der Schwerpunkt seines Wertes liegt beim Delretzig aber in seinen Verzinigen als frühestes Grünfutter und als unübertroffene Gründüngungspflanze. Wenn nach fütterarmen Jahren der Landmann im Frühjahrse beforcht auf das Ernteden der Vegetation wartet und den Tag herbeiseht, wo er seinem zur schmalen Kost gezwungenen Vieh wieder eine reiche Tafel deden kann, dann ist der Delretzig am Platze; denn Anfang April gesät, giebt er schon Mitte Mai einen guten Schnitt saftigen Grünfutters, das von allem Vieh ungenüßlos gerne gefressen wird; täglich wehren sich durch weinere Entwicklung der saftigen Stengel und breiten Blätter die Futtermergen, welche von den Thieren so lange angenommen werden, bis in den tiefen, fleischigen Stöten die Körner sich zu braunen beginnen. Was dann noch nicht verfüttert ist, muß zur Samengewinnung stehen bleiben und reif werden, weil der reife Samen einer strengen Reismach annimmt und in diesem Stadium vom Vieh verschmäht wird, zumal da dann die Blätter immer mehr verschwinden und die Stengel trocken und härter werden. Das Stroh und die Spreu vom reifen Delretzig ist zu Futterzwecken nicht zu verwerten, sondern kann nur zur Streu verwendet werden.

Als Gründüngungspflanze nimmt der Delretzig unfruchtig den ersten Rang ein, da er infolge seiner schnellen Entwicklung sehr bald mit seinen breiten Blättern den Boden besetzt, ihn vor dem Austrocknen beschützt, und mit seinen feinen Wurzelfasern einerseits mechanisch würde macht, andererseits aber auch auf die schwerer löslichen Mineralbestandtheile lösend wirkt und für die nachfolgende Frucht reiche Pflanzenernährung aufstellt. Wenn man es ermöglichen kann, die Stoppel früh hinter dem Erntedenen rasch zu pflügen und den Delretzig mit leichten Saategen unterzubringen, so begattet er in kurzer Zeit das Feld, schneit es vor den auf-

dörenden Sonnenstrahlen, und Mitte Oktober pflügt man eine Gründüngung unter, die in Bezug auf Masse ein gut bestandenes Lupinenfeld übertrifft, und durch die Reichheit seiner Stengel und die Saftigkeit seiner Blätter eine Lupinen-Gründüngung weit hinter sich läßt.

Der Ader nimmt eine dunklere Färbung an, ist selbst auf strengem Thonboden mürbe und porös, pflügt sich leicht und giebt, wenn er den Winter über in rauher Furchen gelegen hat und im Frühjahr mit Kartoffeln oder Rübren bepflanzt wird, einen höheren Ertrag wie nach reicher Stallmist-Düngung.

Der geeignetste Standort für den Delretzig ist auf mildem Boden nach gedüngten Kartoffeln oder Rübren, und giebt er hier den größten Samenverrag; er gedeiht aber auch auf Sandboden, wenn dieser einigermaßen düngträftig ist und bringt noch dort bedeutende Erträge. Odegen will er ganz armen, trockenen Sandboden nicht, ebensowenig strengen Thonboden. Da er eine vorzügliche Vorfrucht für Winterung ist, so habe ich ihn mit Vorliebe nach gedüngter Hackfrucht anstelle der sehr unsicheren Erbsen gebaut, und nach ihm immer einen aut lohnenden Roggen oder Weizen gerernt. Die Ernte des Delretzigs als Samen ist eine einfache und bequeme, da die reifen Stöten nicht aufspringen; man kann ihn daher, in Bündeln zu Hufen zusammengestellt, ruhig auf dem Felde stehen lassen, bis sich nach Beendigung der übrigen Arbeiten Gelegenheit zum Einfahren oder Dreschen bietet. Letzteres ist möglichst vom Felde weg zu bewirken, da dann die Stöten sich leicht zerfallen lassen und den Samen freigeben, während sie im Winter eine zähe Beschaffenheit annehmen und sich schwer dreschen. Der Same ist, soweit er nicht als Saat Verwendung findet, leicht an jede Delmühle zu verkaufen.

Nach meinen Erfahrungen muß ich den Delretzig, als frühestes Grünfutter, als hervorragende Gründüngungspflanze, sowie als bodenberreichende Vorfrucht für Winterung, sehr hoch stellen und kann ihn nur zu größeren Anbauversuchen empfehlen.

Lindenberg bei Egerwink in Westpreußen, März 1887. (D. Landw. Presse.)

Ein neuer Zuckerrübenschildling.

Herr F. v. Thümen schreibt dem „Deherr. Landw. Wochenbl.“: Von einer langen Reihe verderblicher Schmarotzer werden die Zuckerrüben heimlich: inoffizielle und pilzliche Schäden richten oft die unangenehmsten Verletzungen unter den genannten wirtschaftlichen Kulturpflanzen an, und nur in wenigen Fällen hat es bisher gelingen wollen, mit günstigen Erfolge den Kampf gegen diese Feinde aufzunehmen.

In allerjüngster Zeit ist nun die Rüte der Zuckerrübenverderber abermals bereichert worden, und zwar wieder durch einen parasitischen Pilz, der — wie es den Anschein gewinnt — bisher überhaupt noch gänzlich unbekannt, nirgends beobachtet worden war, wegen der durch seine Aktion hervorgerufenen neuen Schäden aber die vollste Beachtung der rübenbauenden Landwirthe verdienen dürfte. Es mag daher ein kurzes Verneim all' besten ihrer Blätter finden, was man über den in Jede stehenden Schädling, und zwar durch die Forschungen des Dr Georg Klotzner in Breslau, weiß.

Aus dem nordöstlichen Schlesien wurden im vergangenen Jahre Klagen laut über eine bisher dort noch niemals beobachtete eigentümliche Erkrankung der Zuckerrüben. Es zeigten nämlich diese letzteren häufig eine aufgetragene rüßige Beschläge, eine Art

Am andern Morgen, es war wieder Sonntag, glitt die Walparaiso den Tejo hinab. Die Landchaft lachte unter der warmen Sonne des süßlichen Frühlings. Die Thürme und Zinnen der Stadt, ihre rothblühenden Bäume und ihre dunklen Dämme wintern mit ein Lebewohl zu. Ferner von der Igreja da Estrella tönt das Glockenspiel. Wir ist es, als trüge die leichte Luft mit der verfliegenden Weize den Duft von Rejeda und Nojen zu mir herüber.

Am unteren Laufe strömt der Tejo mit starkem Gefälle. Pfeilschnell werden wir von dazwischen getragten. Lissabon verschwindet am Horizonte, die Küste Portugals taucht in die Fluten und uns umgiebt das unbegrenzte Weltmeer.

Auf dem Ocean.

Die Fahrt von Lissabon nach Bahia, unserem ersten Anstapunkte in Brasilien, dauerte dreizehn Tage. Die Zeit verging mir schnell und angenehm, ich fühlte mich so frei und ungebunden wie in der Sommerfrische. Mein ärztliches Tageswerk war in wenigen Stunden erledigt. Die übrige Zeit beschloß ich unvertäuft für mich und meine Studien. Kapit-pasagiere gab es nur wenige. Der Personenverkehr auf dieser Strecke geht im Frühling von Brasilien nach Norden, und erst wenn der nordische Winter vor der Thür steht, in umgekehrter Richtung zurück.

Nur ein sechszehnjähriger Brasilianer war in Hamburg meiner Obhut anvertraut. Er hatte das Klima nicht vertragen. Seit Wochen bettlägerig, unfähig zu essen, mit heiserer, langloser Sprache machte er mir ansangs viel Sorge. Er brachte gleich eine große Flaße mit beäubernder Arzenei an Bord und hütete gleichwohl unaufhörlich. Hier bewirkte die ferde Seeluft und das wärmere Klima ein wahres Wunder. Die erste Wöde hindurch von Seeranttheit geplagt und beschädiigt wieder, entwickelte er bald nachher die schönste GEsunst. Seine Bewegungen wurden munterer, seine Sprache wurde klar und fest, vor unjeren Augen erhobte er sich wie eine wellende Pflanze, die man noch rechtzeitig in frisches Wasser stellt.

Am Zwischendeck waren einige hundert portugiesische Arbeiter untergebracht, meist mit Familie. Dann Frauen, die ihre Männer drüben im Goldlande aussuchen wollten, Kinder, die ihren Eltern nachgeschickt wurden, Greise und Greisinnen, denen der Sohn von drüben aus das Jahrgeld bezahlt hatte und die mit Stolz von seinen Erfolgen erzählten. Alle trieb das gleiche Verlangen, drüben ein Glück zu finden, welches ihnen die Heimath versagte, und die Hoffnung erleichterte ihnen die Fahrt.

Um als Arzt in der niederen Volkschicht schnell Ansehen zu erlangen, braucht man erst in zweiter Linie ein warmes Herz für die Noth Anderer zu besitzen. In erster Linie muß man gewandt Bähne ziehen. Ich habe dieses in den verschiedensten Stellungen erprobt. Unter polnischen Soldaten, weisfällischen Feuerlingen und hier unter den portugiesischen Arbeitern. Mein Ruf war bald begründet und ich wurde umlagert von Hilfesuchenden, welche die Dauer der Leberfahrt benutzen wollten, um ihren schadhaften Körper grünlich und kostenreiz answellen

zu lassen. Ein Vergnügen war das eben nicht, wenigstens nicht für mich.

In der dritten Nacht nach unserer Abreise von Lissabon fuhrn wir zwischen den Kanarischen Inseln hindurch, die der Nordwestliche Aftikas gegenüber liegen. Wolken verhüllten den Horizont. Erst gegen Morgen entdeckte ich uns zur Rechten in der Entfernung von nur wenigen Meilen inmitten eines zarten Dunstschleiers die Umrisse eines gewaltigen Berges. Es ist der Pico da Zede auf Teneriffa, ein Riese unter den Bergen der Erde. Mehr als dreimal so hoch wie der Broden erscheint er dadurch noch um so gigantischer, daß er ohne Vermittelung eines Vorlandes aus der Meeresebene aufsteigt. Der Nebel senkt sich, er ballt sich zusammen und über dem Meere schwebt eine dicke Wollenslage. Nur der Pico durchbricht die Wolken, und seine Formen werden mit scharfen Linien sichtbar. Das Meer liegt noch im Dämmerlicht, allein die Bergspitze wird von den Strahlen der aufgehenden Sonne erreicht. Sie erglüht im Purpurlichte und auf dem dunkelvioioletten Grunde leuchtet weiß-röthlich die Schneefelder.

Stundenlang behielten wir den Berggabel in Sicht. Durch unser Weiterfahren scheint er an Größe kaum zu verlieren. Erst allmähig verblasen seine Umrisse und verschwinden im Dunstgrau der Ferne. Ich unterlag dem Zauber, den ein erhabenes Naturbild auf uns ausübt. Mich erfasste die Sehnsucht nähere Bekanntschaft des vereinsamten Bergesalten zu machen. Schon in Beziehung auf die Pflanzenwelt müßte sie werthvoll sein, da sich in den verschiedenen Höhenstreden des Berges die Pflanzengenen aneinanderschreiben, wie sie sonst vom Aequator bis zur Grenze des ewigen Eises die Breitengrade der Erdbalbkugeln aneinander überziehen.

Aber was half mein frommer Wunsch! Kein Sturm verführte unser Fahrzeug an die Küste Teneriffas. Klarlos' zog der Dampfer seinen Ziele zu, unaufhaltsam wie das Geschick auch unser Lebensfahrzeug lenkt. Ob uns jettwärts vom Wege dämonische Gestalten verlocken, dächt am erträumten Glücke vorüber folgen wir dem Schicksal, und unsere schönsten Hoffnungen verblasen, unretreibbar, wie wir der Pico de Zede.

Nun folgen wieder lange Tage, an denen wir nichts sehen, als Himmel und Meer. Nur selten begegnet uns ein Schiff. Dann werden am Toppmast Flaggen gehißt, die durch verschiedene Zusammenstellung ein Wörterbuch der Seemannssprache bilden. In aller Lämder Mundart verständlich, vermitteln sie wichtige Nachrichten von Schiff zu Schiff. Ist die Unterhaltung beendet, so winken die Flaggen in den Nationalfarben einen Abschiedsgruß.

Die Größe des Meeres läßt sich mit dem Auge nicht erfassen. Was wir sehen, die vom Horizonte begrenzte Wasserfläche, ist nur eine kleine Scheibe, weil davon entfernt auf uns den Eindruck des unendlich Großen zu machen. Jeder Blick von einer Berge herab, jede Aussicht in die Höhe hinaus, deren Fernenblau sich mit dem des Himmels vereint, ist dazu eher im Stande. Wir sehen doch Gegenstände, an denen wir einen Maßstab für die Weite des Raumes besitzen.

Die Größe des Meeres läßt sich mit dem Auge nicht er-

Ausgabe kommt den äuffersten Ansprüchen an Niedlichkeit bei einer in diesen Miniaturverhältnissen getragene überreichen Klarheit entgegen, während die andere in ihrer ungleich größeren Entfaltung naturgemäß auch den Ansprüchen an volle Wirksamkeit jeder einzelnen bedeutsamen Figur noch in erhöhtem Grade zu genügen vermag. So ist jedem Wunche in geionter Weise Rechnung getragen und allen, welche das Panorama selbst zu sehen und nicht in der Lage waren, wird eine der beiden Ausgaben den besten Erfolg bieten, für alle die aber, welchen das grohartige Nimgemälde nicht fremd ist, wird es als Erinnerung doppelt werthvoll sein. Das treffliche Prachtwerk ist ganz besonders geeignet, insofern hinsichtlich seines Inhalts wie auch seiner gebiegenen Ausstattung wegen als eine werthvolle Festgabe für alle Stände und Altersklassen Verwendung zu finden. Die Titel der verschiedenen Ausgaben sind folgende: „Panorama von Jerusalem und der Kreuzigung Christi“, gemalt von Bruno Haglsten in München, mit Genehmigung der Eigentümer direkt nach dem Nimgemälde aufgenommen, mit Erläuterung von Dr Ludwig Troll.

a) Holzchnitt - Folio - Ausgabe: 12 Blätter à 32x44 cm, gebrochen als Lenorelle-Album, ganze Papierlänge ca. 380 cm, in eleganter Folio-Wappe, Preis 8 M., in Nolle eingelebt (zum Ansehen des Bildes) Preis 7 M.

b) Photographie-Kabinet-Ausgabe: 10 Einzelblätter auf Karton à Format von je 12x18 cm Kartongröße, in eleg. Wappe 6 M.

* Seit 4748 der Deutschen Roman-Zeitung, redigirt von Otto v. Feiner, Verlag von Otto Jank in Berlin, hat folgenden Inhalt: „Moderne Goldgräber.“ Roman von Hans Wachenhufen. Forts. — „Vor Tagesanbruch.“ Roman von Eugen Salinger. Forts. — „Fenileton: Spätkommer. Von A. Stanislas. — „Indianische Sagen. Nachtr. von Karl Knorr.“ — „Reichthum.“ Von Paul West. — „Wie stellt man heute aus.“ — „Die Geschichte.“ Berichter. Verhandlungen von Otto v. Feiner. — „Schicksal. Von Wih. Del.“ — „Die Falsche vom Hoppard.“ Von Alfred Friedmann. — „Ein „Diner“ in Paris.“ — „Sunland.“ Von J. Et. — „Vermischte Anzeigen.“ — „Briefkasten.“

* Der Katalog der Freireichlich v. Friesen'schen Gartendirektion zu Notha in Sachsen ist in neuer Auflage für die Herbst- und Frühjahrsplanung 1887/88 erschienen. Sein äußeres Gewand ist geistlich, Papier und Druck sind gut gewöhnt und ausgeführt. Sein Inhalt ist ein solcher, daß er dem Umfange und dem Nute eines so renomirten Instituts entspricht, wie die Freireichlich v. Friesen'schen Baumkulturen und Gärtner-Vereinstitute es sind. Der Katalog enthält das Preisverzeichnis der verschiedenen Obstbaumarten, die in den weitaugedehnten Baumkulturen zu Notha gezogen werden, sowie der anderen zu Anpflanzungen verwendeten Bäume und Sträucher, auch ein umfangreiches Notizenverzeichnis.

fassen; zu ihrem Verständnis bedürfen wir des Maßes und der Maß. Erst wenn wir berechnen, daß von der gesamten Erdoberfläche zwei Drittelle von Meer eingenommen werden, bekommen wir eine Vorstellung von seiner ungeheuren Ausdehnung. Die Tiefe des Meeres erreicht an Meterzahl die Höhe der gewaltigsten Berge. Fast man die gesamte Landmasse, welche Inseln und Festland bildend die Meeresoberfläche überträgt, in ein Maß zusammen, so findet man sie einundzwanzig mal kleiner als den Rauminhalt der Meer. Und wenn alles feste Land bis zum Meerespiegel abgetragen und in das Weltmeer versenkt würde, so würde die Tiefe desselben sich nur um einen kleinen Bruchteil vermindern.

Aber auch dann aben wir die Größe des Meeres, wenn wir wochenlang mit der Geschwindigkeit des Dampfzuges dahinfliegen und in ununterbrochener Folge Tag für Tag nichts anderes erblicken als den unbegrenzten Meerespiegel.

Die Farbe des Meeresspiegels war in der Nordsee ein helles Graugrün. Hier im Atlantischen Ozean ist sie tiefblau, wie die einer Indigolösung. Die Färbung beruht nicht etwa darauf, daß die Wasserfläche die Farbe des Himmels wieder spiegelt. Die Ursache liegt vielmehr in der reichlichen Vermischung gelöster Erdatden, durch welche die einfallenden Lichtstrahlen eine eigenartige Brechung erleiden. Dort wo süßes Wasser in größerer Menge in das Meer eintritt, verliert sich der blaue Farbenton und ein Blick in das Wasser genügt, um die Nähe der Küste und namentlich um die nicht allzuferne Einmündung eines größeren Flusses zu erkennen.

Man findet namentlich unter Damen, die ihre Meeresstudien vom Badestrande aus gemacht haben, oft begiertere Verehrerinnen der Schönheit des Meeres. Sie hätten sich nie von seinem begaubernden Anblick trennen mögen. Die Unermülichkeit der Wasserfläche, der köstliche Wellenschlag und das beständige Brausen wird als besonders entzückend geschilbert. Ich muß gestehen, daß das Meer vom Schiffe aus betrachtet sich keineswegs einer so bestrickenden Unterhaltungs-gabe rühmen kann. Es verpricht bei oberflächlicher Bekanntheit mehr, als es auf die Dauer hält. Der erste Anblick des Meeres ist allerdings ein überwältigender, namentlich wenn es uns gleich als bewegte Meeresschiff und nicht als verstaubtes Wattenmeer entgegentritt. Wir schreiten über die brennende Hitze dem Strande zu. Noch verdeckt uns die Dün-

sette den Anblick der See, aber schon vernehmen wir ein donnerndes Brausen und Kläuschen, die ureigige Sprache des Meeres. Die Seeluft umspielt uns so frisch und kräftig wie nie zuvor. Jetzt erheben wir die Höhe des Dünenwalles, und vor uns liegt das Meer, soweit unser Auge reicht eine endlose, gleichförmige Wasserfläche. Nur in der Nähe gliedert sie sich und wie im Kampfe stürmen schäumgekrönte Wellenberge gegen das Ufer heran. Dort bricht die aufgelaufene Wassermaße mit donnerndem Getöse in sich zusammen und legt bis zu unsern Füßen heran den weissen Uferstrand.

Vom Schiffe aus gesehen erscheint das Meer weit weniger unterhaltend, schon weil die Brandung der Wellen fehlt. Das Auge gewöhnt sich an die ununterbrochene Bewegung der Oberfläche. Die Wellen im Entstehen und Zergehen, groß oder klein, mit und ohne Schaumkrone bleiben Wellen, Wellen die nur wenige Säue aus der Sprache des Schönen reden und diese dafür bis zur Ermüdung wiederholen. Es fehlt ganz die Mannichfaltigkeit der Erscheinung, jede Abwechslung, wie sie der Blick auf das Land tausendfältig genährt. — Wir liegen am Vordrande, fundenlang vermindern wir es auf die Wasserfläche hinauszuschauen, aber das Meer selbst ist es nicht was uns fesselt. Nur das Auge folgt dem Spiele der Wellen, und unabhängig von äußeren Eindrücken arbeiten die Kräfte unserer Seele. Erinnerungsbilder tauchen in uns auf, die wir längst begraben wähen. Stunden, die zu den würdigen und schönsten uneres Lebens gehören, stehen so deutlich vor uns, als durchlebten wir sie eben jetzt zum erstenmal. Andere Augenblicke, deren Gedächtnis wir mit Gewalt unterdrückt haben, sie werden wiederum lebendig und jagen uns das Blut durch die Adern. Die Hand ballt sich zur Faust, auf der Lippe schwebt ein bitteres Wort, da werden wir uns plötzlich unserer Umgebung bewußt. Uns umgibt die unbeliebte Wüste des Weltmeeres, wir sind allein und was uns eben so lebhaft beschäftigte, es ist längst vergangen und weissenlos geworden.

Wenn es Menschen giebt, die nur so lange geistig thätig sind, als ihre Augen oder ihr Ohr ihnen Anregung und Stoff zum Denken zuführen, die mögen eben Anblick des Meeres das Kunststück fertig bringen, fundenlang überhaupt nicht zu denken und wachend einen traumlosen Schlaf zu genießen. Die Benediktensvorträge!

Das fürstlich Fürstbergische Schloß Heiligenberg.

Der nach Südwestdeutschland, über den Schwarzwald und den Bodensee reis, sollte es nicht veräumen, von Hüllendorf oder Konstanz aus einen eintägigen Abstecher nach dem Schlosse des reichsten Fürsten Deutschlands, nach Heiligenberg, der „Perle des schwäbischen Lungaus“ (so benannt nach den Leutenier Alemannen, die in der Römerzeit hier saßen), zu unternehmen. Wohl hat man Burgen und Schlösser mit Altertümern und Kostbarkeiten auf jedem Wege, aber Heiligenberg liegt eben nicht am Wege und will aufgeschrien sein; dafür bietet es dem Naturfreund durch seine herrliche Lage, dem Mann der Wissenschaft durch seine Bodenzestaltung, dem Kunstfreunde durch seinen einzig in Deutschland dastehenden Ritteraal mit der Holzgeschnittenen Decke, einem Meisterwerk deutscher Renaissance, einen seltenen Genuß.

Soll doch im Jahre 1856 der preussische König Friedrich Wilhelm IV., als er mit dem heutigen deutschen Kaiser auf Heiligenberg weilte, den Ort als ein „Stück Himmelreich“ bezeichnet haben.

Auf einem nach einer Seite steil abfallenden Vorsprung des 3 Stunden landeinwärts vom schwäbischen Ufer des Bodensees

* Die Herrschaft Heiligenberg wurde nach dem Tode Berthold's von Heiligenberg vom Kaiser Rudolf von Habsburg an das thüringische Geschlecht der Berdenberger gegeben, von dem die Grafen von Fürstberg sie 1555 geerbt haben. Der Stamm der Fürstberger, welcher mit dem weltlich-schwäbischen Stamme gleichen Namens nicht zusammenhängt, ist auf Graf Egon von Altdorf, dessen sechster Nachkomme in geader Linie Friedrich Graf von Fürstberg, vater am Hofe Maximilian's I., war, zurückzuführen. Das Fürstentum Fürstberg wurde 1806 mediatisirt und von Napoleon an Baden gegeben. Der jetzige Fürst heißt Karl Egon (seit 1869) und residirt in Donaueschingen.

steht 1100 Fuß über dessen Spiegel langgestreckten Bergzuges, welcher als das uralte Ufer des einst von den Alten zum Ura ausgebehten „Schwäbischen Meeres“ angesehen wird, erhebt sich die Burg, Land und See weithin beherrschend. Vom Dorfe Heiligenberg (seit einiger Zeit Luftort) heraufkommend, betreten wir zwischen den „Zingeln“ (den die Burg einschließenden Mauern) und dem eigentlichen Schloßgebäude zunächst einen mit Wirtschaftsgebäuden besetzten und mit alten Linden beplanten halbrunden Was, den „Zwingen“, der gegen Südosten hin gegen das Schloß geöffnet ist. Den überbrückten Burggarten überschreitend, kommen wir durch das wappengeschmückte Schlagtor (slogator) und durch das Portal unter dem nördlichen Flügel des Schlosses auf den Burghof, der ein längliches Rechteck bilden würde, wenn nicht eben dieser nördliche Bau schiefwinklig in den Gebäudekomplex eingestift wäre. Vor uns, südlich, liegt das Ritterhaus (Palas), an der Außenwand noch mit Spuren von Malereien bedekt, links (östlich) das ehemalige Frauenhaus (Kemenate) und rechts liegt hinter einer Brunnenhalle der Burgthurm (Bergfried) und, an das Ritterhaus anstoßend, die Kapelle mit hervortretendem Portal. Wenden wir uns zurück, so gewahren wir, daß das Gebäude, unter dem wir eben in den Schloßhof gelangt sind, im Erdgeschoß und in den drei oberen Stockwerken durch Bogenhallen auf vordienen Pfeilern gegliedert wird. Im Erdgeschoß ist die durch diese Hallen gebildete Arkade offen, in den oberen Stockwerken dagegen durch Fenster geschlossen. Das Gebäude dient zur Aufnahme von Gästen und fürstlichem Besuche. Wir wenden uns nun dem westlichen schon ins Auge gefassten Ritterhause zu, treten ein und werden an den Speise- und Gesellschaftszimmern und den herrschaftlichen Wohnzimmern in den unteren Stockwerken vorüber in den großen Festaal hinauf geführt, der, obwohl er die Höhe der

beiden obersten Stockwerke einnimmt, dennoch auf den ersten Blick etwas gedrückt erscheint. Der Saal mißt bei einer Länge von 108 Fuß, einer Breite von 34 Fuß, in der Höhe nur 22 Fuß. Doch soll die Decke von einem eisernen Hängewerk in der Art getragen werden, daß sie höher angehoben werden kann. Durch jenen in tiefen Nischen gelegenen Fenster strömt Licht von allen Seiten in den großen Raum; die Nischen sind oben gewölbt und in die Wölbungen Rundfenster mit Glasgemälden eingeseigt, welche gedrohenes Licht einfallen lassen. Zwischen den hohen unteren und den Nischen und an den vorderen, die Nischen umrahmenden Pfeilern ein breiter, mit herabziehenden Darstellungen gezielter, bemalter und vergoldeter Trigholzpries, der oben durch ein einfaches Plattendekens abgeschlossen wird. Ueber und unter diesem Pries sind an den Pfeilern die Bildnisse der Vorfahren des fürstlichen Hauses aufgehängt, theils in Lebensgröße, theils in Brustbildern, alles vorzüglich gezeichnet, wohl das prächtigste Werk deutscher Renaissance, welches uns erhalten ist. Der kunstliebende Graf Joachim zu Fürstberg hat sie zum Vermählungsgeste seines Sohnes, dessen Name uns leider nicht überliefert ist. War ein Auge für das Schöne hat, den wird die Gliederung dieser Decke in Entzücken versetzen. Das in reicher Formenabwicklung über den Raum vertheilte Gesäß gleicht in seinen Haupttheilen einem Rahmenwerk, welches die prächtigsten Dekorationsstücke einschließt. Zunächst ist das Deckenfeld in vier gleichweit von einander absteigende Kreise getheilt, welche so konstruirt sind, daß ihre Halbmesser oben und unten etwa nur bis zum 1/4 Theile der halben Breite der Decke reichen. Diese Kreise, sowie alle Figuren, die jetzt beschrieben werden, sind mit breiten Rahmen umkleidet zu denken, auf denen schöne Einamente von heller gefärbtem Holze eingeseigt sind. Die Verbindung je zweier Kreise stellt ein in den Zwischenraum eingeordnetes Kreuz her, welches mit seinen edigen Seitenflanken jedesmal in die betr. Kreisrahmen einschneidet, den Kreis unterdrückt, während an den höchsten und niedrigsten Stellen der Kreise je ein längliches Rechteck mit der Schmalseite in die Kreisbogen einschneidet und auch da die Kreislinie unterdrückt. Es bleiben somit an jedem einzelnen Kreise nur 4 Segmentrahmen, welche sich an die rechteckigen Rahmen der eingeordneten Figuren anlehnen. Die erwähnten stehenden Rechtecke reichen nun auf beiden Seiten der Decke bis zu dem die ganze Färlung umfassenden Schlussrahmen, über den hinaus das prächtige Eckgesims folgt. Die obere untere Seite dieser Rahmen bildet in der Länge der Decke einen quadratischen Rahmen eingeschlossen. Die obere bezw. untere Seite dieser Rahmen bildet in der Länge der Decke einen quadratischen Rahmen eingeschlossen. Die obere bezw. untere Seite dieser Rahmen bildet in der Länge der Decke einen quadratischen Rahmen eingeschlossen.

haben und unruhigen Eindruck, sondern die Gesamtwirkung ist durchaus harmonisch fürs Auge. Die Farben lassen die plastischen Gebilde überall erst recht hervortreten. Der Fußboden des Saales, von einem Schreiner der Regend 1840—42 erneuert, giebt durch eingelegte verschiedenfarbige Holzarten die Namenszüge und Wappen des Fürsten und die Umrisse der Deckenfelder wieder. An beiden Enden des Saales sind in der Mitte der Schmalseite zwei kolossale, in Sandstein ausgeführte Kamine mit reichem Formensinn angebracht, die aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammen. Das Mobiliar des Saales besteht aus alterthümlichen Sesseln, eigenen Sesseln, nach einem schönen, alten Muster durch einen schwarzwalder Bildhauer kunstreich ausgeführt, und prächtigen Tischen, die mit althergebrachtem Hausrat, mit wertvollen Erzgeschloß und alten Waffen bedekt sind.

Wenn auch der Saal mit seiner Hauptzierde, der Decke, wunderbarer Weise sich durch alle Stürme der Zeit während dreier Jahrhunderte erhalten hat, so ist doch namentlich in Bezug auf den Fußboden, die Fenster und die Bemalung eine Erneuerung bezw. Nachbesserung und Aufrichtung in neuerer Zeit notwendig geworden, welche Fürst Karl Egon, der Vater, in den Jahren 1840—44 durch den Maler Sauter aus Müllendorf hat ausführen lassen.

Mit dem Ritteraal durch eine Gallerie verbunden ist die Felixkapelle, welche der junge Fürst Karl Egon im Jahre 1883 durch den fürstlichen Architekten Professor Weinbrenner, durch den Maler L. Seig in Rom und durch den Bildhauer Gerle in Ueberlingen im alten Stile und Glanze hat herstellen lassen. Man gelangt vom Saale auf die Empore, welche den fürstlichen Besuch trägt. Von hier läßt sich alles an schönsten übersehen. Die Kapelle, welche ungerade aus derselben Zeit wie der Ritteraal stammt, ist auffallend hoch, dabei aber bedeutend kürzer wie dieser. Durch spitzbogige Maßwerkfenster erblickt sie von zwei Seiten das Licht. Die Decke besteht aus drei flachen flachen, aus Holz gebildeter Kreuzgewölbe mit kräftigen Rippen und frei schwebenden Konjolen; die Rippen sind an den Seiten roth gemalt mit bunten Mustern, in der Mitte blau mit vergoldeten und versilberten Perlschnüren; an den Rippen sind goldene Sterne und mustige Engel auf hellblauen Wolkenrunde, der das Himmelsgewölbe nachahmt, angebracht. Was die Wände betrifft, so sind dieselben mit überlebenstgroßen Heiligenfiguren, alten Wandgemälden, die von kunstverständiger Hand schönert wiedergegeben sind, geschmückt. Besonders anprechtend sind einige der Hauptfiguren in ihren flatternden oder wallenden Gewändern mit mittlerem Faltenwurf behandelt. Die Umrahmungen der Wandfelder und der fensterähnlichen bilden breite Säule, welche in Zwischenräumen mit vorlebenden vergoldeten Rosetten besetzt sind; dazwischen erscheinen Rankenverzierungen auf grünem und braunrothem Grunde. Die Farbenpracht der Wände wird durch die vorleuchtenden vergoldeten Heiligenfiguren, Janelen u. i. v. gesteigert. Die Altarwand ist auf's reichste behandelt; über und hinter dem mit einem reichen Bilder- und Statuenreichtum ausgestatteten Hochaltar ist ein hoher silberner Damastpied, welcher von Engeln gehalten wird, und darüber ein Baldachin mit reicher Vergoldung gemalt; zu beiden Seiten des Altars sind die Wandfelder groß abgeteilt und mit Silberblumen besetzt. Ein bestimmter einheitlicher Stil ist nicht vorhanden, Renaissance- und mittelalterliche Motive wechseln ab. Doch hat man zu den noch erhaltenen alten Holzgeschnittenen bei der Restauration Altar, Kanzel, Orgel, Wandtafeln in Entlang zu bringen gesucht. Von der Brüstung der fürstlichen Empore herab betrachtet macht das überladene Innere der hohen, wenig umfangreichen Kapelle einen geradezu verblüffenden Eindruck, man glaubt in einen gold- und juwelengeschmückten Schrein zu blicken. Die Restauration der Kapelle allein hat 270,000 M. gekostet (im ganzen fallen 400,000 M. für die Schloßrestauration ausgegeben sein). In der Kapelle wird so manches von dem Reichthum des fürstlichen Hauses zehende Kleinod aufbewahrt, u. a. ein mit Goldsteinen verzierter Bortragstuhl im Werthe von 30,000 M.

Wir treten durch das mit den Statuen des Apostels Petrus, des ritterlichen Heiligen Georg und des Patrons des Schlosses, des h. Felix, gezierte Portal hinaus auf den Schloßhof, dessen den nahe gelegenen Bergfried, die herrliche Aussicht auf den Hegau und den Schwarzwald gütlich, begeben uns

